

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Klaus-Peter Wolf
Das Gen des Bösen
Thriller

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Vera Bilewski findet die durchsichtigen Plastikhandschuhe unangenehm. Sie erinnern sie an ihr Praktikum in der Gerichtsmedizin. Ihr Lehrer, Kunstmann, hatte damals darauf bestanden. »Wer Mörder fangen will, muß sich mit Leichen auskennen.«

Am liebsten würde sie die Plastikdinge in den Abfalleimer zu den Slipeinlagen werfen, aber ihre Freundin Anna Koligk hat sie gewarnt: »Du kriegst knallrote Finger, und das Zeug geht tagelang nicht ab.«

Vera kniet vor der Badewanne und massiert sich die Schaumtönung in die Haare. Die silbernen Strähnchen sollen verschwinden. Einen leichten rötlichen Glanz, ein kupferfarbenes Schimmern hat Anna ihr versprochen. Je nach Licht immer ein bißchen anders in der Wirkung.

Vera stützt sich am Wannenrand ab, als sie aufsteht. Die Knie schmerzen, und sie merkt die Belastung im Rücken. *Ich werde älter, denkt sie. Daran können Fitneßstudio und Waldläufe auch nichts ändern. Der Lack ist ab. Noch vor einem Jahr hätte es mir nichts ausgemacht, eine halbe Stunde so zu knien. Jetzt reichen schon wenige Minuten, um mich daran zu erinnern, daß ich einen Körper habe.*

Sie wickelt sich ein Frotteehandtuch um den Kopf und sieht noch einmal auf die Packung: Fünf bis zehn Minuten einziehen lassen.

Ob Hans überhaupt etwas merkt? Er ist eigentlich ein sehr aufmerksamer Ehemann, aber was, wenn er überarbeitet heimkommt und, weil er so entnervt ist, gar nicht richtig hinguckt? Vera befürchtet, daß es sie verletzen würde. Er hat

die grauen Strähnen nicht bemerkt, warum soll ihm der rote Glanz auffallen?

Sie bewegt sich leichtfüßig die Treppe hinunter ins Wohnzimmer. Der Schmerz in den Knien ist schon verflogen. Vera biegt den Rücken durch und schaut auf die Uhr. Fünf nach acht. Um spätestens viertel nach, wenn die Tagesschau vorbei ist, muß der Tönungsschaum raus.

Sie hat die Fernbedienung schon in der Hand, aber dann entscheidet sie sich gegen die Nachrichten. Sie nimmt die Tarotkarten aus ihrer Schachtel und fächert sie mit der linken Hand auf.

Das Keltische Kreuz dauert zu lange. Aber die Zeit reicht, um schnell eine Karte zu ziehen . . . Nein, so geht es nicht. Ich bin zu fahrig, zu unkonzentriert.

Sie legt die Karten wieder zusammen, nimmt sie in beide Hände und schließt für einen Moment die Augen. Sie atmet tief durch und versucht, mit der Ausatmung zu entspannen. Es gelingt nicht wirklich, aber jetzt spürt sie wenigstens, wo die Verspannungen sitzen. Im Magen.

Vera spürt, daß sie vor Veränderungen steht. Für einen Augenblick ist sie geradezu elektrisiert von dem Gedanken. Alles wird anders werden. Nichts wird bleiben, wie es war. Sie fühlt es wie eine große, bedrohliche Kraft. Unwillkürlich dreht sie sich um und schaut nach, ob sie auch allein im Raum ist.

Dann fächert Vera Bilewski die Karten erneut auf und zieht eine mit links.

Sie dreht sie um. Es ist der Tod.

Vera erschrickt. Ein leises »Nein!« entfährt ihr.

Sie hat diese Karte noch nie gezogen. In all den Jahren nicht. Vorsichtig nimmt sie sie in die Hand und betrachtet das Bild. Wie verrenkt dieses Skelett dasteht. Es muß jeden Moment umfallen. Oder ist es im Sprung? Erst jetzt sieht sie, daß das Totengerippe an Fäden hängt wie eine Marionette.

Schneidet der Tod die Fäden durch, an denen er tanzt, behindern oder halten sie ihn? Schneidet er sich vielleicht gar mit der Sense ins eigene Bein?

Über dem Kopf des Todes schwingt sich ein blauer Adler auf. Er scheint aus dem Helm zu erwachsen. Unten im Bild reckt ein Skorpion seinen giftigen Stachel. Daneben eine Schlange. Das Symbol der Transformation.

Vera kennt sich mit Schlangen nicht aus, doch sie weiß, daß diese giftig ist und bereit, zuzubeißen.

Der Tod tanzt zwischen dem gefährlichen Getier. Kein Wunder, daß er sich so verrenkt und versucht, den Boden möglichst nicht zu berühren, um nicht angegriffen zu werden.

Nur selten greift Vera zum Tarotbuch. Sie braucht die Buchstaben nicht, um die Karten zu deuten. Sie nutzt die Bilder nur, um über sich selbst und ihre Situation nachzudenken.

Die Karte weist auf eine radikale Veränderung hin. Das ist ihr gleich klar. Vera liest im Handbuch: »An welchen überlebten Beziehungen oder Situationen hältst du im Moment noch fest? – In der Sufi-Tradition gibt es eine bekannte Aussage: ›Sterbe, bevor du stirbst. – Sie ist eine Aufforderung zur Auseinandersetzung mit der Kunst des Sterbens. Solange du noch einen Rest von Angst vor dem Tod und dem Sich-Fallen-Lassen in dir hast, kannst du nicht richtig leben. – Jedes Festhalten, jedes ›Nein‹ hindert dich, im natürlichen Lebensfluß zu sein. – Ich sage jetzt: ›Ja zum Leben, Ja zum Tod, Ja zu mir.«

Die Karte macht Vera wütend. Sie wirft sie auf den Tisch. »Sterbe, bevor du stirbst.« So ein Quatsch!

Ich habe mich einfach vergriffen. Die Karte paßt nicht zu mir. Der Tod. Nee. Nicht mit mir.

Sie setzt sich auf den Teppich, als sei ihr die Anstrengung, bis zum Sessel zu gehen, zu groß. Sie zieht sich ein Kissen heran und schiebt es sich unter den Hintern. Dann ver-

schränkt sie die Beine. So, die Knie fest auf dem Boden, kann sie lange sitzen.

Früher hat Vera in dieser Stellung oft meditiert. Dafür fehlt ihr in letzter Zeit jeder Impuls. Sie hängt lieber vor dem Fernseher, die Fernbedienung in der Hand. Switchen zu können, empfindet sie als Form direkter Demokratie.

Vera versucht, sich an den letzten Krimi zu erinnern. Sie will sich ablenken. Die Fernbedienung liegt neben der Tarotkarte. Vielleicht greift sie deshalb nicht danach.

Der Tod. Sterbe, bevor du stirbst. Was soll das? Warum sitze ich hier und schalte nicht in die Nachrichten? Traue ich mich nicht? Ich, die Kommissarin Vera Bilewski? Oder liegen dazwischen Abgründe? Ablenkung oder Auseinandersetzung mit mir selbst? Ist das die Entscheidung?

Vera versinkt langsam, aber stetig immer tiefer. Erst als sich das Garagentor öffnet, schreckt sie hoch.

Hans! Da ist er. Sie wollte vorher noch so viel machen.

Hans Bilewski sieht müde aus. Eine fahle Gesichtshaut. Die Augen liegen tiefer als sonst. Er muß sich beim Fahren ein paarmal mit den Fingern durch die Haare gestrichen haben. Es ist strubbelig. Seine Lippen sind schmaler als sonst. Er ist echt mies drauf. Vera weiß gleich, daß sie heute abend nicht die Kraft hat, ihn hochzuziehen.

Sie versucht es freundlich, bietet ihm einen Drink an. Er nickt, wirkt aber dabei, als wolle er Nein sagen.

Er schaut sie so komisch an, findet sie. Sie hat das Handtuch um ihren Kopf vergessen.

Hans läßt sich auf das Sofa fallen. Er sinkt tief ein, dabei betrachtet er die Karten auf dem Tisch. Sein Magen knurrt.

»Ich habe seit heute morgen nichts Vernünftiges mehr gegessen.«

Die Betonung liegt auf »Vernünftiges«. In dem Satz schwingt viel mit. Sie hört es und sie weiß es.

Er wünscht sich eine Frau, die ganz für ihn da ist. Eine, die

für ihn kocht, seine Hemden bügelt und ihm das Gefühl gibt, für sie der wichtigste Mensch auf der Welt zu sein. Das kann sie nicht. Sie hat ihren Beruf, und obwohl er es weiß und akzeptiert, leidet er darunter.

Vera schlägt vor, den Pizzaexpress kommen zu lassen. Hans reibt sich das Gesicht durch und lehnt ab.

Er zeigt auf die Karten: »Hast du dir wieder Karten gelegt?«

Warum fragt er, wenn er es sieht? denkt sie und spürt, daß seine Frage sie wie einen Vorwurf trifft.

»Hätte ich die Zeit besser nutzen sollen, um dir Königsberger Klopse zu machen?«

Hans stöhnt. Dieser schnelle, kurze Schlagabtausch zieht ihn nur noch weiter runter. Dabei ist heute gar nichts Schlimmes passiert. Halbjahres-Abschlußbesprechung in der Zentrale. Er steht gut da. Oberes Drittel. Er wird in diesem Jahr – trotz Steuern – noch mehr verdienen als im letzten. Sie könnten sich ein neues Haus bauen. Aber warum? Sie haben dieses hier. Alles, was er will, verdammt noch mal, ist eine Frau, die ihm abends eine Suppe warm macht. Aber weil er weiß, daß er mit dieser Forderung bei Vera falsch liegt und der Trend der Zeit gegen ihn ist, sagt er statt dessen: »Du glaubst den Quatsch wirklich? Eine klardenkende, gestandene Frau wie du?« Er lacht bitter. »Es ist zu komisch. Wenn es nicht so traurig wäre, könnte man darüber lachen. Was glaubst du, können dir diese Karten verraten?«

Vera wendet sich von ihm ab. »Als du deine Depressionen hattest, was hat dein Seelenklempner dir da gezeigt?«

Schützend verschränkt Hans Bilewski die Arme vor der Brust. »Das ist doch ganz etwas anderes.«

Weil er nur abwehrt, statt zu antworten, tut sie es genüßlich für ihn. »Klecksbilder hat er dir gezeigt. Darauf begründete er seine Diagnose. Klecksbilder.«

»Ich hatte ein Aha-Erlebnis, als ich sie ansah«, verteidigt Hans seinen Ex-Therapeuten.

»Siehst du«, setzt Vera nach, »so etwas habe ich beim Betrachten meiner Karten auch manchmal.«

Er nimmt den »Tod« in die Hand. »Hast du die gezogen?«
Vera nickt sauer.

»Dann würde ich an deiner Stelle die Warnung ernst nehmen und kündigen – oder mich wenigstens in den Innendienst versetzen lassen.«

Sie weiß, wie sehr ihr Mann den Gedanken haßt, daß sie es tagtäglich mit Kriminellen zu tun hat. Mörder. Drogendealer. Vergewaltiger. Sadisten. Einbrecher. Er muß sich schütteln bei der Vorstellung.

»So etwas«, sagt er sanft, »geht nicht ewig gut. Wer sich in Gefahr begibt, kommt irgendwann darin um.«

»Jetzt spricht der Versicherungsfachmann aus dir«, lacht Vera. Sie hat seine Bedenken nie ernst genommen.

Er will mich nur für sich allein, das ist es, denkt sie. Er wäre auch dagegen, wenn ich Apothekenhelferin wäre. Die Apotheke könnte ja von einem Junkie überfallen und ausgeraubt werden. Einem, der mich als Geisel nimmt und dann ...

»Warum hast du eigentlich dieses alberne Handtuch um den Kopf? Ist dein Fön kaputt?«

Im selben Moment empfindet sie das Handtuch wie einen schweren Helm aus Gußeisen. Kaum zu ertragen. Wie konnte sie ihn nur vergessen?

Vera blickt zur Digitaluhr am Videorecorder, als könnte dort ein Heckenschütze auf der Lauer liegen.

»Oh, nein!« schreit sie. »Halb zehn! Das darf nicht wahr sein!«

Sie stürmt die Treppe hoch ins Badezimmer. Unterwegs reißt sie sich das Handtuch vom Kopf.

Hans folgt ihr. Für ihn sieht sie aus wie eine irre gewordene Patientin, die vor dem Gehirnchirurgen aus dem Operationsaal flüchtet und versucht, ihren Kopfverband loszuwerden.

Vera Bilewski steht vor dem Spiegel und ist dem Heulen

nahe. Von wegen leichter rötlicher Glanz. Von wegen kupferfarbener Schimmer. Schreiend rot sind ihre Haare geworden.

Hans steht und staunt.

Vera spült die Haare wieder und wieder aus. Aber es ist sinnlos. Wie rotglühende Flammen, die aus ihrem Kopf schlagen, sieht es aus. Mit Wasser nicht zu löschen.

Zwei Stunden später, als sie nebeneinander im Bett liegen, fragt Hans vorsichtig: »Kündigt die Karte den Tod an?«

»Nicht unbedingt den physischen. Aber sie deutet auf eine Veränderung hin. Warum fragst du?«

»Ich ... ich hatte einen Traum. Er war denen ähnlich, die ich während meiner Depressionen ... ich sah dich in einer Schlangengrube. Du recktest mir den Arm entgegen, während giftige Schlangen ...« Seine Stimme wird trocken.

Sie kuschelt sich an ihn. »Hast du mich gerettet?«

»Nein«, gesteht er. »Ich war wie gelähmt.«

Vera drückt sich im Bett hoch, bis ihr Kopf über seinem ist. Sie spitzt die Lippen zu einem Kuß. Plötzlich lacht er: »Soll ich dir etwas verraten? Ich habe mir immer eine rothaarige Geliebte gewünscht.«

Vera glaubt, daß nun etwas von ihm kommt. Eine Körperreaktion. Eine Berührung. Aber schnell erkennt sie, es war nicht mehr als ein Lippenbekenntnis. Ein Versuch, sie abzu lenken und aufzuheitern.

Erschöpft schläft Hans neben ihr ein. Vera liegt wach und starrt die dunkle Decke an.

Sie spürt die Veränderung kommen. Sie ist schon da. Es sind nicht nur die roten Haare. Es ist eine Bedrohung. Mörderisch, verschlagen, völlig skrupellos. Auf eine nicht nachvollziehbare Art irre.

So ist das also, wenn man seinen Vater umbringt. Es macht Plopp. Nichts weiter. Einfach nur Plopp. Es zerreißt einem nicht das Herz. Man fühlt sich nicht einmal erleichtert danach.

Er hat mich nicht gesehen. Leider. Ich konnte es nicht riskieren, näher heranzukommen. Ich mußte im Schutz der Bäume bleiben. Vielleicht erkennt mich sonst doch ein Nachbar. Ich habe mich zwar verändert, aber man weiß ja nie.

Der Alte hat geahnt, daß ich es war. Er guckte sich so ungläubig um, bevor er zusammenbrach. Er blieb noch eine Weile, vom Pfeil getroffen, stehen. Er betastete ihn und schüttelte dann den Kopf. Irgendwie staunend sah er aus, ganz so, als könne er es nicht glauben.

Trotzdem: Er wußte genau, von wem der Pfeil kam.

Ich war es. Daniel. Dein Sohn. Ich bin nicht tot. Es war nur eine Finte, um euch zu entkommen und euch in Sicherheit zu wiegen.

Ich lebe, und ich bin zurückgekommen, um mich zu rächen. Für all die Lügen müßt ihr jetzt bezahlen. Mit eurem Leben. Ihr alle. Du bist nur der erste, weil du der Unwichtigste bist. Die anderen sollen länger leiden. Sie sollen Angst haben. Angst. Angst. Angst.

Mama, Schwester Tina, Wilfried, Schobert, Professor Alexander, Hans-Dieter Regenbraut, Gerda . . .

Ja, das habt ihr jetzt von eurer Geheimniskrämerei. Die Intrige richtet sich gegen euch. Ihr kommt aus eurem eigenen Komplott nicht mehr heraus. Ihr wißt genau Bescheid. Ich war es, und ihr seid die nächsten. Aber ihr könnt nichts machen. Gar nichts. Niemand würde euch glauben. Erstens bin ich tot, und zweitens ist eure Geschichte so irre, die Bullen stecken euch in die Klapsmühle, wenn

ihr damit rauskommt. Bestenfalls. Ihr müßt schweigen, und das ist mein Triumph. Deshalb kriege ich euch alle.

Das Spiel läuft jetzt nach meinen Regeln ab. Endlich entscheide ich mal. Ich bestimme den Ort, den Zeitpunkt, die Reihenfolge und die Todesart. Jetzt bin ich am Zug. Ich kenne euch und eure Gewohnheiten in- und auswendig. Ich habe ja lange genug unter euch gelebt. Ich falle auf eure Tricks nicht mehr rein, und ich finde jedes Schlupfloch. Ihr könnt euch vor mir nicht verkriechen. Pech für euch, daß ihr nicht wißt, wo ihr mich suchen sollt. Wirklich zu dumm.

Erst kontrolliert ihr jeden meiner Schritte und lest in mir wie in einem Buch. Dann wißt ihr nicht mal mehr, ob ich lebe oder nicht, wo ich bin, wie ich heiße und wen ich mir als nächsten vorknöpfen werde. Früher hing ich nur an euren Fäden. Tanzte nach eurer Melodie. Aber jetzt hat die Marionette die Fäden durchgeschnitten. Sie fällt nicht um. Oh, nein. Sie kann ohne eure Hilfe laufen.

Euer Spielzeug hat einen anderen Namen angenommen. Eine ganz neue Identität. Ihr würdet mich nicht wiedererkennen. Ich bin ein freier Mensch geworden. Ich werde geliebt. Ich habe eine neue Familie und . . . ich habe Arbeit. Selbsterdientes Geld macht frei. Ich bin perfekt getarnt.

Klar werdet ihr mich jetzt auf eigene Faust suchen, um mich auszuschalten, bevor ich euch erwische. Aber ihr könnt mich nicht finden. Ihr sucht einen Killer. Halb wahnsinnig vor Angst und Haß. Einen wurzellosen, abgerissenen Herumtreiber. Nur: Das bin ich nicht. Wer würde schon vermuten, daß ich der zukünftige Schwiegersohn von Edmanns bin. Ja, ich kriege richtige Eltern. Ich weiß jetzt, wie echte Eltern sind. Meine Schwiegermutter ist fast so verknallt in mich wie Jutta. Stellt euch vor, die mag mich wirklich. Sie hofft, daß ich ihre Tochter glücklich mache.

Das muß für euch ein irrer Gedanke sein. Schier unvorstellbar. Es gibt Eltern, die wollen einfach nur, daß ihre Kinder glücklich werden. Es dient keinem höheren Ziel. Keinem Glauben, keinem Gott oder so. Auch nicht der Wissenschaft. Es ist sich selbst genug. Weg und Ziel zugleich.

Ein glückliches Kind. Wie einfach das klingt ...

Fast tut es mir leid, daß ich diese liebenswerten Menschen als Tarnung benutzen muß. Aber es geht nicht anders. Ihr würdet mich sonst finden, und ihr habt Mittel und Wege genug. Ich kenne euch. Eure Macht ist groß, aber ich werde sie brechen.

Nur ein einziger Pfeil – und der Alte liegt da in seinem Blut. Ich bin froh, daß ich dich nicht voll Blei pumpen mußte. Das stelle ich mir häßlich vor. Irgendwie primitiv. Ich wollte einen Pfeil mit Federn am Ende und einer vergifteten Spitze vorn. Ich habe lange geübt, denn ich wollte ganz sicher gehen.

Das war es: Der erste Teil einer längst fälligen Abrechnung.

Jetzt ganz ruhig. Nur nicht die Nerven verlieren. Die Armbrust in die Sporttasche. Handtuch um den Hals. Mütze in die Stirn ziehen.

Ruhig Blut. Es ist für alles gesorgt. Der Bus kommt nur jede Stunde vorbei. Bis dahin bin ich über alle Berge. Kein Mensch wird mich sehen. Hoffentlich hat jetzt keiner mein Rennrad geklaut. Na, zum Glück. Da steht es. Vielleicht sollte ich beim nächsten Mal nicht gerade mein Spitzenrad nehmen. Das Ding ist einfach zu wertvoll. Aber wenn ich erst einmal draufsitze, kriegt mich keiner mehr.

Na bitte!

Die Steigung hier bin ich früher im ersten Gang hochgefahren, nur um hinterher bergab sausen zu können. Hier bin ich einmal so richtig auf die Schnauze geflogen. Damals. Mit blutenden Knien kam ich nach Hause. Die Haut an den Handinnenflächen abgeschabt. Eine Acht im Vorderrad.

Damals warst du noch lebendig. Einen Riesentanz habt ihr veranstaltet, Mama und du. Ich könnte eine Blutvergiftung bekommen, und dann gleich ab ins Krankenhaus. Eine Tetanussspritze. Vorbeugend.

Lächerlich. Alles Theater. Reine Heuchelei, um mir zu zeigen, wie besorgt ihr um mich seid und wie gefährlich das Leben ohne euren Schutz ist.